

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Rudolph von Habsburg

[urn:nbn:de:bsz:31-253931](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-253931)

Rudolph von Habsburg.

(Tafel 12.)

(Nach einer Abhandlung in der neuen Perda von Dr. Joseph Vader, dem kenntnißvollen Gelehrten, der seit mehreren Jahren durch eine Reihe von faßlich und anmuthig geschriebenen kleineren Aufsätzen, immer aus den Quellen und archivalischen Urkunden geschöpft, die Gesinnung für vaterländische Geschichte zu beleben unternommen hat. Ueberhaupt beabsichtigen wir der großen deutschen Vergangenheit im Familienbuche einen gebührenden Platz einzuräumen; wir werden uns hierbei an die Ergebnisse der neueren Forschungen halten, welche in den Ansichten über die deutsche Geschichte eine bedeutende Umwälzung hervorgebracht haben, und gedenken in der Folge vor allem Schröder's geschichtlichen Untersuchungen zu diesem Zwecke zu benützen.)

Nichts hat den deutschen Ruhm höher getragen, nichts aber auch das deutsche Land tiefer ins Verderben gestürzt, als jener kaiserliche Adler, der mit seinem unwiderstehlichen Flügelschlage die Kraft unfres Volkes über die Alpen lockte. Das Erbe der alten Weltbesieger zu besitzen und in Rom die Krone über den Erdkreis zu empfangen, das war der alles verschlingende, ausschließliche Gedanke jener gewaltigen Herrscher, die unsre Geschichte so heldengroß und schuldbeladen zeichnet. Karl der Große hatte seinen Willen, ein Weltreich zu gründen, durchgesetzt; kaum aber war es nach seinem Tode wieder zerfallen, kaum war Deutschland von Frankreich getrennt, als Arnulph sich von dem alten Gelüste nach einem Römerzuge überfallen ließ. Vergebens steuerte die an politischer Einsicht überlegene Kirche, die Gründerin des Friedens, der Völkerrechte und der Völkerwohlfahrt, diesen übergreifenden Plänen. Sichtbar hatte sie seit Bonifacius auf die Einheit Deutschlands hingearbeitet. Hatto von Mainz und Salomo von Konstanz, die Kirchenfürsten, erdrückten die eigenmächtigen Aufstrebungen der Volksherrzoge, während sie durch das wohlgeordnete Zusammenwirken der Geistlichkeit dem Königthume das Uebergewicht verschafften, dieses aber zugleich auf die deutschen Angelegenheiten zu beschränken suchten. Ihr Werk war vergebens. Sobald es dem sächsischen Heinrich durch kluge Geduld gelungen war, seinem Hause die Oberherrschaft über die

nördlichen und später auch über die südlichen Deutschen zuzuwenden, benützte sein Sohn Otto die erlangte Macht, um gen Rom aufzubrechen und nach dem Schattenbilde des Kaiserthums zu jagen. Wahrlich, es sah nicht wie ein Schattenbild in seinen metallenen Händen aus. Die sächsischen Kaiser unterdrückten die Kirche, welche damals noch für die Freiheit der Völker kämpfte; sie verschafften dem deutschen Namen in ganz Europa Ansehen, Furcht und Haß, — einen Haß, dessen Früchte wir bis in die spätesten Zeiten herab zu ernten hatten. Die Hohenstauffen, edlerer Natur als jene Ottonen, haben doch durch Uebermuth und Gewaltthaten jeder Art die Abneigung der Völker gegen eine deutsche Welt Herrschaft befestigt, während das Herz des deutschen Volkes selbst durch die Beschwerlichkeit der ewigen Heerzüge und durch die im Innern des verlassenen Deutschlands um sich greifende Unordnung schon längst dem Kaiserthume entfremdet war. Sie unterlagen der gekränkten, in ihren alten Grundlagen auch nicht mehr reinen Kirche, und das Trauerspiel, in welchem Schuld und Größe sich aufwägen, endigte, nachdem der letzte deutsche Sprosse des Hauses, Konradin, von dem neapolitanischen Beile hingemäht war, im Thurme von Bologna, wo der letzte italische Weiblinger, der schöne Enzo, verschmachtete.

Die Zeit welche in Deutschland auf den Fall der Hohenstauffen folgte, ist unter dem Namen des großen Zwischenreichs bekannt. Es war eine Zeit wo auch der Beste nicht im Frieden leben, der Gerechteste nicht rein bleiben konnte. Das Gericht der Entfremdung, das über die schwäbischen Kaiser erging, war, wie das unter den Menschen der Fall zu sein pflegt, doch meist vom Eigennuß, von der Treulosigkeit und Unbohmäßigkeit vollzogen worden, welche nun nach der Erledigung der Krone sich gleich häßlichen Schlinggewächsen in dem herrenlosen Reiche breit machten. Geistliche und weltliche Hände griffen zu und nahmen was des Reichs, was des Nachbars war; das Bestreben der Grafen und

Herren, sich unabhängige Herrschaften zu gründen, zersplitterte das Reich durch eine Unmasse von Fehden; die Gerichte erlagen; dem tüchtigen Manne blieb nur die Wahl, Hammer oder Amboss zu sein. Unter diesen war der Graf von Habsburg der tüchtigsten einer; er zog es ebenfalls vor, ein Hammer zu werden, aber Gott und die Einsicht der Besseren im Reiche machte ihn zu einem Hammer von ganz anderem Metall, als er selbst wohl anfangs beabsichtigt haben mochte.

Nicht weit von Sasbach am Rhein erblickt man noch auf einem Vorsprung des Kaiserstuhls die Trümmer des Schlosses Limpurg. Dort wurde am 1. Mai 1218 Albrecht dem Weisen, Grafen von Habsburg und Landgrafen im Elsass, von seiner Gemahlin, Frau Heilwig von Kyburg, ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Rudolph erhielt. Zu gleicher Zeit ertönte in dem benachbarten Freiburg das Trauergeräute für Herzog Berthold, der als der Letzte der Zähringer mit Schild und Speer zur Erde bestattet worden war. Der aber den Knaben aus der Taufe hob, war niemand anderes als Kaiser Friedrich der II. Er hielt sich eben damals in Breisach auf, von wo er dem Habsburger zu Ehren auf die Limpurg geritten kam, um Patherstelle bei dem Neugeborenen zu vertreten. So faßt oft ein Augenblick die Namen und Gestalten zusammen, welche bestimmt sind einander auf dem wechselnden Schauplatz der Geschichte abzulösen.

Nachdem sein Vater im heiligen Lande gestorben war, folgte Graf Rudolph seinem großen Kaiser nach Italien. Friedrich, der nicht allzulange vorher seinen Sohn Heinrich unter Verhältnissen, welche den despotischen Geist des schwäbischen Kaiserhauses mehr als deutlich errathen lassen, des Königthums entsetzt hatte, nahm den ungeahnten Nachfolger freundlich auf und soll ihn mehrfach als einen jungen Mann, der einst Großes leisten werde, ausgezeichnet haben. Von seinem Astrologen wird sogar behauptet, er habe den künftigen César in ihm erkannt.

Aus Italien zurückgekehrt, griff Rudolph mit frischer, obgleich nicht immer ganz gerechter Hand in das deutsche Unwesen ein, demüthigte aufstrebende Nachbarn, eignete sich nach dem Tode seines Oheims Hartmann das ganze Kyburgische Erbe zu, und war auf dem besten Wege, durch Vereinigung seiner elsässischen und schwarzwäldischen Besitzungen ein Fürstenthum am Rhein, das keinem heutigen Königreich etwas nachgab, zu gründen. Dieß verwickelte ihn in Händel mit dem Bischof von Basel, welche jedoch nicht hinderten, daß er allgemein für einen Freund der Kirche galt; bekannt ist ja der fromme Zug, welcher zu seiner spätern Erhebung bei-

getragen haben soll und von Schiller besungen worden ist. Auch stand seiner Tüchtigkeit immer eine kluge Mäßigung zur Seite, und der Grundzug seines Wesens war Rechtlichkeit, die, wenn auch mit in die Anarchie gerissen, sich doch über der Anarchie erhielt. Deshalb wählten ihn die Straßburger zu ihrem Feldhauptmann gegen ihren Bischof; die alten Schweizercantone übertrugen ihm die Schirmvogtei (ein Verhältniß das hernach seinem Sohne Albrecht verderblich wurde), und bei der steigenden Verwirrung in Deutschland erkannten ihm endlich sechs in Frankfurt anwesende Kurfürsten auf den Antrag des Mainzer Erzbischofs Werner die deutsche Krone zu. Rudolph war eben, nach einem erbitterten Kriege mit Bischof Heinrich, vor Basel gezogen und hatte der Stadt durch eine harte Belagerung zugesetzt, als der Burggraf von Nürnberg die Botschaft von der Königswahl ins Lager brachte. Rudolph faßte seine veränderte Stellung mit schnellem Geiste auf, gab sogleich die Gefangenen frei und sagte zu den Seinigen: Habt Frieden mit Allen. Da erscholl es von tausend Lippen: Es lebe der König! Der Bischof aber sagte: Nun sitze fest, Herr Gott, auf deinem Throne, daß er ihn nicht auch noch erschleicht! — Dasselbe drückte ein anderer Feind des Habsburgers, ein politischer Dichter, der Schulmeister von Eßlingen, in beißenden Reimen aus.

Von Basel zog Rudolph mit einem glänzenden Gefolge schwäbischer und rheinischer Ritterschaft herunter nach Aachen zur Krönung. Diese wäre beinahe durch einen Zwischenfall gestört worden; denn als man die Reichskleinodien herbeibrachte, so fehlte das Scepter. Rudolph aber trat an den Altar, nahm das Crucifix und sprach, indem er es küßte: dieses Zeichen, in welchem die ganze Welt erlöset ist, mag wohl ein königliches Scepter ersetzen. — Hierauf belohnte und belehnte er die Fürsten, welche hauptsächlich zu seiner Wahl beigetragen hatten; denn in der politischen Welt geschieht bekanntlich selten etwas umsonst. Auch knüpfte er den Pfalzgrafen, den Herzog von Sachsen und den Markgrafen von Brandenburg fester an sein Haus, indem er ihnen seine Töchter Mechtild, Agnes und Hedwig zur Ehe gab.

Rudolph's erster Schritt war keine Kaiserthat, sondern eine völlige und entschiedene Verzichtung auf jedes Einmischen in die italienischen Angelegenheiten. Die Ghibellinen setzten ihre ganze Hoffnung auf ihn und baten ihn dringend um Hilfe; auch sagt ein gleichzeitiger italienischer Geschichtschreiber, er hätte nur kommen dürfen, um des ganzen Landes Herr zu werden. Aber so klang das Lied jederzeit, so lange die Deutschen ferne

waren; die Vorgänger des Habsburgers hatten es erfahren, und seine Nachfolger erfuhren es ebenfalls, daß der Ton sich jedesmal bedeutend änderte, wenn die deutschen Waffen die Alpen überschritten hatten. So sagt noch von Kaiser Ruprecht, der sich von den Florentinern getäuscht sehen mußte, ein treuherziger Chronist: „Weil er aber ihre Falschheit und Untreue schon erfahren hatte, kehrte er sich nichts daran, sondern ließ die Italiener ihre Zankhändel mit einander ausmachen, blieb hinführo in Deutschland und wendete allen seinen Fleiß und Mühe dahin an, wie er das Vaterland befriedigen und in Wohlstand bringen möchte.“ — Dasselbe that Rudolph. Er schickte Gesandte zu dem Pabst Gregor, der eben damals (1274) auf dem Concilium zu Lyon war und bewirkte durch große Nachgibigkeit gegen denselben eine aufrichtige Versöhnung der geistlichen und weltlichen Macht. Darauf kam er in Lausanne mit ihm zusammen und nahm Gregor zu Gefallen mit seiner ganzen Familie das Kreuz, unter der Versicherung, der Kreuzzug liege ihm um so mehr am Herzen, da die Gebeine seines Vaters im heiligen Lande ruhen. Dagegen versprach ihm Gregor, ihn in Rom zu krönen. Aber weder aus dem Kreuzzuge noch aus der Romfahrt wurde etwas, so daß also, wenn man streng an dem Namen festhält, Rudolph bloß deutscher König geblieben ist. Die Geschichte nimmt jedoch deßhalb keinen Anstand, ihn Kaiser zu nennen: er hat sich seine Krone auf dem Marchfelde geholt und durch die Beruhigung Deutschlands befestigt. — Dante macht es ihm zum schweren Vorwurfe, daß er die Ghibellinen in Italien preisgegeben habe. Dafür hat er sich Deutschland um so mehr zum Dank verpflichtet. Nur eine That verurtheilt ihn: er brach so völlig mit den ghibellinischen Erinnerungen, er trieb sein Verschwägerungs- und Verheirathungssystem so weit, daß er dem Sohne Karl's von Anjou eine seiner Töchter gab. Dem Kronenspekulanten, dem Räuber Italiens, der den Enkel seines alten Lehnsherrn Friedrich geworden hatte, sich zu verbinden, das war mehr als ein deutscher Kaiser, ein Nachfolger der Hohenstauffen verantworten konnte. Es brach seiner Gemahlin das Herz, welche so sehr gegen diese Verbindung war, daß sie bald nach der Abreise ihrer Tochter in die Grube ging.

Wenden wir uns zu seinen rühmlicheren, zu seinen echten Kaiserthaten. Diese bezeichnet der erste Reichstag, den er im Herbst 1274 in Nürnberg hielt. Hier verkündigte er den versammelten Ständen den Landfrieden, welcher hinfort der Wahlspruch für seine kräftige, rechtliche, verfassungstreue Regierung wurde. Er ließ die alten Rechte und Satzungen verlesen. Handel

und Wandel sollten durch Säuberung der Straßen von dem Unwesen des Raubdels, durch die Befreiung der Flüsse von ungerechten Zöllen, durch Beschirmung der Städte und Märkte, wieder neues Leben erhalten, dem Reiche sollten alle während des Zwischenreichs entzogenen Lehen und Güter zurückgestellt und dadurch das Gewicht und Ansehen der königlichen Würde neu begründet werden. Endlich sollte allen Reichsständen die Bestätigung ihrer Privilegien und Rechtsame gewährt sein. Ehe aber dieß geschah, mußten Fürsten, Herren und Städte den allgemeinen Landfrieden feierlich beschwören. „Aber nicht bloß äußerlich,“ sagt Vader, „hat Rudolph den Schutzbau des Landfriedens wieder aufgerichtet, er hauchte ihm auch eine Seele ein, er verlieh dem Gesetze, dem Rechte und der Freiheit ihr wahres Leben durch die Wiederherstellung eines unabhängigen Gerichtswesens. Die deutsche Reichsverfassung hatte trotz ihres widersprechenden Anscheines auf eine bewundernswürdige Weise die Consequenz der altgermanischen Freiheits- und Rechtsgrundsätze bewahrt und in Folge derselben ein Gerichtswesen ausgebildet, dessen freiheitsachtende und schirmende Selbständigkeit unstreitig ihr kostbarstes Kleinod war. Unter den Stürmen des weltlich-ghibellinischen Parteikampfes und während der Verwirrung des Interregnums konnten die Gerichte ihr Ansehen nicht behaupten; sie erlagen der rohen Gewalt und den schlechten Interessen, sie waren factisch aufgehoben und Freiheit und Wohlstand lagen vernichtet. In diesem Zustande des Vaterlandes hatte Rudolph sein Mannesalter erreicht, dessen reiche Erfahrung ihn die ganze Größe des Uebels erkennen ließ. Um so tiefer mußte er fühlen was Noth that, um so lebhafter mußte die Wichtigkeit des Gerichtsstandes, die Heiligkeit des Richteramtes vor seiner Seele stehen. Darum begann Rudolph in dem Gefühle, daß es dem obersten Haupte der Nation gebühre, ihr als Beispiel voranzugehen, mit sich selbst, durch die Anerkennung und Erneuerung des obersten Reichsgerichtes, an dessen Spitze der rheinische Pfalzgraf stand und welchem des Königs eigene Majestät verantwortlich war. Dies ist das Pfalzgrafengericht, dessen wirklichen ehemaligen Bestand urkundliche Beweise auffer Zweifel setzen. Mögens die Verächter der deutschen Verfassung und Freiheit in dem „finstern und barbarischen Mittelalter“ beherzigen — die höchste Majestät war der Gleichheit vor dem Gesetze unterworfen, und von diesem obersten Reichsgerichte der Fürsten bis herab zum geringsten Dorfgerichte leibeigener Untertanen galt der Grundsatz einer völlig unabhängigen Richterergewalt. Selbständig sollten sie walten, um nicht allein nach dem todten

Buchstaben, sondern in der That und Wahrheit eine Bürgschaft der öffentlichen und Privatsfreiheit zu sein. Sodann wollte Rudolph alles mit eigenem Auge sehen und durchkreiste daher fortwährend die verschiedenen Reichslande, um entweder als Friedensstifter oder als Rächer des verletzten Gesetzes zu erscheinen. Denn allenthalben versuchte er zuerst den Weg des Vergleichs durch Schiedsgerichte, bestrafte aber dann die verstockte Widersegllichkeit auch desto schwerer. Es war die Idee des Rechts und der Gerechtigkeit, wodurch Rudolph sich seiner wilden Zeit bemeisterte, und die Art und Weise, wie er dieselbe praktisch geltend machte, erwarb ihm vollkommen entsprechend den Beinamen des Lebendigen Gesetzes."

Ehe es aber so weit kommen konnte, mußte der Kaiser noch einmal zu dem Schwerte greifen, das er als Graf so glücklich geführt hatte. Im Osten des Reiches saß der mächtige Böhmenkönig Ottokar, der außer seinen Erblanden noch Oesterreich, Steyermark, Krain und Kärnthen, also fast alle die Provinzen besaß, in welchen und durch welche das Haus Habsburg nachher groß geworden ist. Als eines der mächtigsten Glieder des Reiches hatte er die Hand nach der deutschen Krone ausgestreckt; aber die andern Fürsten wollten nichts von dem Slaven wissen. Ottokar konnte die getäuschte Hoffnung nicht verschmerzen; er weigerte sich zu Nürnberg vor dem glücklichen Nebenbuhler zu erscheinen, und leistete auch den ferneren Vorladungen keine Folge. Ihm schloß sich der Herzog Heinrich von Niederbayern an, der mit seinem Bruder dem Pfalzgrafen über die an Bayern übertragene Wahlstimme grollte; und doch war diese Stimme eben die böhmische, welche auch Ottokar ansprach, daher man den Grund eines solchen Bündnisses leicht errathen konnte. Erst auf die dritte Vorladung erschienen ihre Gesandten am Reichstag in Augsburg, wo der Bischof Bernhard von Sekau als Abgeordneter des Böhmen eine hochtrabende lateinische Rede anfangen wollte. Der Kaiser unterbrach ihn aber: Wenn Ihr mit Bischöfen und Aebten zu handeln habt, rief er ihm zu, so mögt Ihr lateinisch reden; betrifft es aber mich und meine Sache, so redet deutsch, wenn Ihr eine Antwort haben wollt. — Der Bischof that es, sprach aber mit so ungebührendem Troge, daß Rudolph alsbald die Reichsacht gegen Ottokar aussprechen ließ. Er spielte ein gewagtes Spiel, denn ihm fehlte alles was Ottokar im Ueberflusse hatte, — Geld und Soldaten. Vom Reiche konnte er nicht viel erhalten, zumal da der Befehl, die vom Reiche abgerissenen Lehnen zurückzugeben, die aufstrebenden Dynastien gewaltig verdros. Mächtige Gegner standen da, welche

jeden Augenblick sich gegen ihn aufzulehnen bereit waren, an ihrer Spitze der Graf von Württemberg. Hatte doch der Habsburger selbst vor seiner Erhebung sich auf ähnliche Art, wenn auch nicht gerade so offenbar, und durch Wegnahme von Reichsgütern, zu vergrößern getrachtet; was ging sie nun seine veränderte Stellung an? Doch gelang es ihm, den Bund der schwäbischen Grafen für diesmal zur Unterwerfung zu bringen. Er ließ zu Straßburg den Landfrieden erneuern, und rückte hierauf dem Bayer ins Land. Dem Ritter von Klingen, der ihn gefragt hatte: Herr, wer soll Euren Kriegsschatz bewahren? antwortete er: Ich habe keinen; diese fünf Schillinge sind all mein Geld; aber ich vertraue auf den der mir bisher geholfen hat. — Auch erhielt er Zuzug von elsässischer und schwäbischer Ritterschaft, und Herzog Heinrich, der vereinzelt nicht loszuschlagen wagte, unterwarf sich ihm. Rudolph gab ihm seine Tochter Katharine für seinen Sohn. Der Herzog aber zahlte eine ansehnliche Summe Geldes und stellte ihm tausend geharnischte Reiter.

Jetzt konnte er sich gegen Ottokar wenden, der auch nach wenigen Wochen um Frieden bitten mußte. Ein Bündniß Rudolphs mit dem Könige von Ungarn hatte vornämlich seine Kraft verstärkt und abermals eine seiner Töchter zur Braut gemacht. Auch herrschte in Oesterreich große Unzufriedenheit gegen den tyrannischen Czaren. Der Kaiser gewann Kloster Neuburg durch List; Wien belagerte er fünf Wochen lang. Dann führte er sein Heer über die Donau, wo zwanzigtausend Böhmen standen. Diesen aber entsank der Muth, und Ottokar schickte den Bischof von Olmütz, der zwar ebenfalls deutsch sprach, jedoch auf andere Weise als der von Sekau. Der Kaiser ernannte ihn, den Markgrafen von Brandenburg, den Pfalzgrafen und den Bischof von Würzburg zu Schiedsrichtern. Diese schlossen den Wiener Frieden, in Folge dessen Ottokar die Lande Oesterreich, Kärnthen, Krain, Windisch und Steyermark, nebst Eger und Portenau, dem Reiche zurückgeben und vom Kaiser die Belehnung mit den Reichslehnen seiner Krone annehmen mußte. Auch diesmal hatte Rudolph eine Tochter zu vergeben, und zugleich war die Hand seines jüngsten Sohnes noch frei; nun wurde eine Doppelheirath verabredet, um den Frieden fester zu begründen. Zur Belehnung erschien König Ottokar in großer Pracht, daher die deutschen Fürsten ihren Herrn baten, sich in seinem ganzen kaiserlichen Schmuck zu zeigen. Rudolph aber erwiderte ihnen: der König von Böhmen hat meines grauen Rockes oft gespottet; nun aber soll dieser graue Rock des Königs spotten. Und als Ottokar erschien, rief er seinen Ritters zu: Wappnet euch, be-

steiget eure Hengste wie zur Schlacht gerüstet, stellt euch zu beiden Seiten des Weges auf, und zeigt den Barbaren den Glanz der deutschen Waffen. — Die weltbekannte Demüthigung Ottokar's aber, der in seinem kostbaren Prunke vor dem schlichtgekleideten Kaiser auf den Knien liegend gesehen wurde, erzählt der Chronist auf folgende bedeutsame Weise: „Dessen war der böhmische König zufrieden, bat doch dabei, daß er den Eid der Treue und Lehnspflicht dem Kaiser unter seinem Gezelt, und nicht vor jedermann, leisten möchte. Es wurde ihm zwar nicht abgeschlagen, und nur die Fürsten zu diesem Akt der Huldigung zugelassen. Aber da der König vor dem Kaiser auf den Knien saß, fiel das Gezelt, welches mit Fleiß also gemacht war, rings umher auf den Boden. Da sah jedermann, sowohl die Böhmen als die Kaiserlichen, wie der Kaiser in seiner Majestät saß und die Kur- und Fürsten sich um ihn befanden, da hingegen der stolze König von Böhmen mit bloßem Haupt vor ihnen auf den Knien lag. Dem König Ottokar that diese Schmach wehe; er durfte sich aber keines Jorns annehmen, sondern zog mit seinen Leuten wieder heim.“

Ottokar lochte Gift und Galle, und seine ehrgeizige Gemahlin Kunigunde reizte ihn noch mehr zur Rache auf. Rudolph's schwierigen Verhältnissen war leicht beizukommen. Die Oesterreicher murrtten über eine Kriegsteuer, die er ihnen nothgedrungen auferlegt hatte, und Ottokar schürte hier und in Deutschland die Unzufriedenheit. Er erschwerte die Vollziehung des Vertrages, mehrte sein Heer und wagte es endlich in Oesterreich einzufallen. Rudolph kam in große Verlegenheit. Er mahnte die Reichsfürsten zum Zuzug: sie verweigerten denselben; er hatte bei seinen Freunden um Hilfe geworden: keiner kam; er hatte auf seinen Sohn Rudolph gehofft: auch dieser blieb aus. Die Bürger Wien's, das er durch Erhebung zur Reichsstadt gewonnen hatte, erschienen und trugen ihm vor: Herr, Ihr sehet, die Eurigen verlassen Euch, Ihr habt keine Mannschaft, um dem Könige von Böhmen zu widerstehen. Ihr könnt uns also nicht schützen, und wir bitten Euch daher uns zu gestatten, daß wir uns einen Schutzherrn wählen, damit wir nicht mit Euch verderben. — Rudolph war erschüttert, doch gab er sich nicht auf. Nur noch eine kleine Weile harret aus, sagte er zu den Bürgern: es muß Hilfe kommen. Und siehe da, sie kam. Bischof Heinrich von Basel (nicht der frühere, denn der hatte sich über Rudolph's Kaiserwahl zu Tode gequält), der elsässische Landvogt von Hatstatt und Graf Meinhard von Tyrol erschienen mit einem zwar kleinen aber ansehnlichen Heere. Des Königs Freude

war unbeschreiblich, und es schreckte ihn wenig, als sie ihm heimlich anvertrauten, daß weiter keine Hilfe mehr zu hoffen sei. Ruhet aus einen Tag, sagte er entschlossen, und rüstet euch dann zum Kampfe. Es genügt mir, euch zu haben, daß ihr mein Haupt beschützt. Der Herr, dessen Gnade mich auf den Thron erhoben, wird mich auch darauf erhalten.

Unverweilt zog er mit seiner geringen Mannschaft nach dem Marchfelde, wo Ottokar mit überlegenen Truppen stand. Ein Böhme kam in sein Lager und bot sich an, seinen Herrn gegen eine Belohnung aus dem Wege zu räumen. Der Kaiser aber wies diesen Antrag mit Verachtung zurück. Obgleich Ottokar mein Todfeind ist, sagte er, so soll man es nicht erleben, daß ich seinetwegen jemals der Gerechtigkeit und Redlichkeit vergessen werde. — Am 26. August 1278 kam es zur Schlacht. In vier Haufen zogen Rudolph's Leute heran. Als sie die Böhmen erblickten, ließen sie laut ihr Feldgeschrei: Die römisch Reich alle Tag! erschallen. Ein basel'scher Dienstmann, Heinrich Schorlin, gab die Veranlassung zum Angriff. Derselbe wurde von seinen Nebenmännern so sehr eingezwängt, daß er das Gedränge nicht mehr aushielt, seinem unbändigen Hengste die Sporen gab und mit verhängtem Zügel gegen die Feinde sprengte. Wie solches der Kaiser sah, rief er: Es ist Zeit, daß wir ihm beispringen, — und alsobald waren die Heere an einander. Die Schlacht wurde sehr heftig, und Rudolph selbst kam in große Gefahr. Mitten im Getümmel jagte ein feindlicher Reiter auf ihn zu und stach ihm das Pferd unter dem Leibe zusammen. Rudolph bedeckte sich mit dem Schilde, bis ihm die Seinigen beisprangen. Sie umringten ihn und wollten ihn aufrichten. Er aber rief ihnen zu: Sorget nicht für mich, es braucht ein Einziger nicht so viel Hilfe, sondern eilet in den Kampf und sehet den andern bei. Der Kampf begann aufs Neue und endlich sungen die Böhmen zu weichen an. Die Feigheit einiger Führer und der Verrath anderer entschieden Ottokar's Niederlage. Umsonst harrete er seiner Nachhut, sie war treulos davongegangen. Da warf er sich verzweifelt ins Gefecht, wo ihn zwei seiner bittersten Feinde niederhieben. Mit vierzehn Wunden bedeckt, gab er Krone und Leben hin. Dieser Tag entschied viel für Rudolph: er hatte sich nicht nur Böhmen unterworfen, er hatte sich auch das kaiserliche Ansehen in Deutschland erkämpft. Nach der Schlacht fügte es sich, daß der Ritter, der ihm das Pferd erstochen, noch lebendig auf der Wahlstatt gefunden wurde. Man führte ihn zum Kaiser, eines blutigen Spruchs gewärtig. Rudolph aber sagte: Da sei Gott vor, daß ich einem Rittermann, der sich so tap-

fer durch das ganze Heer durchgeschlagen, etwas zu leiden sollte, — und ließ ihn frei geben. Drei Tage ruhte er, nach damaliger Sitte, auf dem Wahlplatze, und zog dann weiter, um seinen Sieg zu benutzen. Doch blieb Ottokar's minderjähriger Sohn im Besitze Böhmens; nur Mähren eignete sich Rudolph zum Erfasse der Kriegskosten auf fünf Jahre zu. Den Sieg auf dem Marchfelde hat der Dichter Konrad von Würzburg besungen.

Fünf Jahre verweilte Rudolph in diesen eroberten östlichen Provinzen und bereitete hier den Schritt vor, durch welchen seine Nachkommen so großen Einfluß auf die Geschichte Europa's erlangt haben. Nachdem er nämlich einzeln die Willbriefe der Fürsten erlangt hatte, stellte er 1281 auf dem Nürnberger Reichstage den Antrag, alle seit Friedrich's II. Tode gemachten Verleihungen, wozu die Kurfürsten nicht gestimmt, sollen ungültig sein. Hierzu gehörte auch Oesterreich, das Ottokar von König Richard empfangen hatte. Endlich trat er auf einem glänzenden Reichstage, der 1282 zu Augsburg gehalten wurde, mit seiner Absicht hervor. Da er die östlichen Lande, sagte er zu der Reichsversammlung, mit so vielem Schweiß und Blut dem Reich erobert habe, so sei es billig, sein Haus damit zu belohnen und seine Söhne zu Fürsten zu machen, damit sie dem Reiche desto besser dienen möchten. Als hierauf kein Widerspruch erfolgte, wurden seine anwesenden Söhne Albrecht und Rudolph feierlich mit Oesterreich, Krain, Windisch- und Steyermark belehnt. Kärnten aber erhielt Graf Meinhard von Tyrol. So gründete Rudolph jene Hausmacht, welche später dem Reiche überlegen wurde, ohne welche aber auch — das muß zu seiner Rechtfertigung gesagt werden, und schon die Dotonen hatten es eingesehen — kein Kaiser sich fest in seinem Ansehen erhalten konnte. Daß jedoch diese Macht auch schon zu seiner Zeit mit bedenklichen Augen angesehen wurde, mußte er noch am Ende seines Lebens zu seinem bitteren Verdruß erfahren.

Inzwischen hatten die mächtigen schwäbischen Dynasten, fortwährend über die Einziehung der Reichslehen unzufrieden, gegen den Kaiser ein Bündniß gebildet, an dessen Spitze Graf Eberhard der Erlauchte von Württemberg stand. Dagegen hielten die Pfalzgrafen von Tübingen und die Herzoge von Teck die kaiserliche Partei. Weder durch wiederholte Verkündigung des Landfriedens auf einer Reihe von Reichstagen noch durch Verhandlungen in Eßlingen und Ulm konnte Rudolph den Frieden erlangen. Endlich zog er 1286 vor Stuttgart und nöthigte den Grafen nach einer zweimonatlichen Belagerung zum Vergleich. Kaum aber war der

Kaiser abgezogen, als Eberhard die gebrochenen Mauern gegen das Verbot wieder herstellte und sich mit dem Markgrafen Hermann von Baden verband. Rudolph kehrte zurück, brach ihm mehrere Burgen im Umkreise von Stuttgart und zwang ihn mit Hilfe der Eßlinger zur Unterwerfung. Die Herstellung des alten Herzogthums Schwaben konnte er jedoch nicht durchsetzen; sondern Schwaben blieb von da an unmittelbar unter dem Reiche.

Bei dieser Verhandlung und bei allen andern schwierigen Geschäften war ihm Bischof Heinrich vom größten Nutzen, derselbe der ihm im böhmischen Kriege Hilfe gebracht hatte. Bei der Uebergabe Stuttgart's war er aber nicht mehr Bischof von Basel, sondern hatte — ein seltenes Beispiel jener Zeit, wo das System der sechszehn Ahnen schon tief in die Kirche eingedrungen war — den Mainzer Erzstuhl bestiegen. Heinrich Gölkelmann war eines Hufschmids Sohn von Jöny. Er trat in den Franziskanerorden, studirte zu Mainz, und seine Wissenschaftlichkeit bezeugt der Name des Schwarzkünstlers und Teufelaustreibers, den ihm seine Zeitgenossen gaben. Dann kam er als Guardian ins Franziskanerkloster zu Luzern, wo ihn der Graf von Habsburg kennen lernte und zu seinem Beichtvater, Hausarzt und zuletzt zum Vertrauten wählte. Bruder Heinrich war es, der den Erzbischof Werner von Mainz mit dem Grafen bekannt machte und hiedurch seine Wahl zum deutschen König herbeiführte. Auf gleiche Weise brachte es Rudolph dahin, daß sein Freund und Kanzler, durch den er häufig mit dem Papst unterhandelte, nach und nach zu den höchsten Kirchenämtern stieg. Er begleitete den Kaiser bei allen wichtigen Anlässen, und war überall seine rechte Hand. Kaum zum Erzbischof von Mainz erwählt, eilte er nach Stuttgart, wo der Kaiser sich in einer fruchtlosen Belagerung abmühte, und erlangte durch seine kluge Vermittlung zweimal den Frieden. Trotz so vieler Unterbrechungen war er im Stande, sein Bisthum wohl zu verwalten und den besondern Thüringer Landfrieden, den er unter seine Obhut genommen hatte, zu behaupten. Er wurde von jedermann geachtet, nur nicht von der vornehmen Geistlichkeit, welcher der Aufkömmling ein Dorn im Auge war. Schon in Basel hatte ihn einmal sein Freund, der Kaiser, aus einer Fehde herausheben müssen. Dieser kräftige, geistreiche, humane Kirchenfürst starb schon 1288, und obgleich der Kaiser in Heinrich von Klingenberg einen neuen trefflichen Kanzler erhielt, so hatte er doch den Verlust des Erzbischofs und seines geistlichen Einflusses schwer zu beklagen.

Nach der Veruhigung Schwabens wandte sich Ra-

dolph gegen Burgund, das er dem Reiche wieder unterwarf, obgleich der Plan, es seinem Hause zuzuwenden, durch den unglücklichen Tod seines Lieblingssohnes Hartmann, der im Rhein ertrank, schon 1281 vereitelt worden war.

Noch immer hatte er alle Hände voll zu thun, um den vielen Fehden in Deutschland ein Ende zu machen. Am unruhigsten ging es in Thüringen her, dessen Landgraf, der unartige Albrecht, seine Gemahlin und seine Söhne verstossen hatte. Auch stand dort ein Betrüger, Eile Koly, auf, der sich für Friedrich den II. ausgeben wollte. Rudolph schlichtete den Familienstreit, stellte Ordnung her, und reinigte das Land von dem Raubadel, der dort mehr als anderswo überhand genommen hatte. Er berief einen Reichstag nach Erfurt, wo er einen Landfrieden beschwören, 26 Raubritter hinrichten und 66 Raubschlösser zerstören ließ.

Gerade damals trat aber auch neben der Strenge, womit er die Ordnung im Reiche handhabte, seine Leutseligkeit besonders hervor. Die Erfurter haben sich noch lange nachher etwas darauf zu gut gethan. Rudolph besuchte die Bürger in ihren Häusern und stand auf dem besten Fuße mit ihnen. Eines Tages erschien der Kaiser, als die Bierruser das Bier ausboten, mit einem Krug im Fenster einer Brauerei, und rief, gegen die Strafe winkend: Wol in, wol in! ein gut Bier das hat Herr Syfried von Busetz usgethan!

Von Rudolph's Bürgerfreundlichkeit erzählte man sich eine Menge Züge, wovon mehrere erhalten worden sind.

Bekannt ist aus Schwab's Gedichten sein Besuch bei dem Gerben in Basel.

In Eßlingen, als er zur Beilegung der schwäbischen Händel daselbst einritt und ein großes Gedränge in der engen Straße entstand, rief ein Bürger ganz nahe bei ihm: Vor dieser Nase kann man freilich nicht durchkommen. — Rudolph war bekanntlich mit einer Nase von bedeutender Länge begabt, und hatte deshalb von Freund und Feind manchen Spott zu leiden. Er hatte die Worte gehört, wandte das Gesicht auf die andere Seite, und sagte gutmüthig zu dem Eßlinger: So gehe nun, jetzt steht sie dir nicht mehr im Wege. — Einem Höfing, der die Sache hoch aufnehmen wollte, erwiderte er: In einer freien Stadt muß man sich auch eine freie Rede gefallen lassen.

Während eines seiner vielen Aufenthalte zu Mainz fing es den Kaiser eines Morgens bei Sonnenaufgang zu frieren an, und da er seiner Herberge gegenüber in einer Bäckerei ein großes Kohlenfeuer bemerkte, so warf er den Mantel um und begab sich ohne Weiteres hinüber.

Die Bäckersfrau fuhr den ungerufenen Gast an, und bedeutete ihn, er solle sich fortmachen. Rudolph drang mit bescheidenlichen Reden in sie: Ich bin ein armer alter Ritter, sagte er, und habe all' mein' Sach' im Dienst des hungrigen Habsburgers verbraucht. — So? dem Bettelkönig seid Ihr gefolgt, dem Geizhals, der die armen Leute auffriszt und den Bäckern das Brod verdirbt? rief sie und überhäufte ihn mit Schmähebden. Rudolph, dem das großen Spas machte, trieb es so weit, bis sie ihm einen Kübel mit Kohlwasser über den Mantel schüttete, daß er floh. Mittags bei der Tafel erzählte er das Abenteuer, ließ die Frau herüberholen, und ihre Strafe war, daß sie ihre Schmähebden vor der ganzen Gesellschaft wiederholen mußte.

In Straßburg war ein geschickter Kaufmann, dem aber alle seine Speculationen mißglückten. Eines Tages sagte Rudolph zu ihm: Nehmt mich zum Handelsgenossen und folget meinem Rathe. — Der Kaufherr ging es ein, und jeder setzte hundert Mark. Rudolph schlug vor, eine große Ladung Häringe, welche damals in Straßburg sehr niedrig im Werthe standen, nach Köln zu versenden und dort Weine dafür aufzukaufen. Es geschah, und siehe da, die Kölner hatten ein Unglück mit ihrem Häringsee, wo der ganze Fang zu nichte ward, während der Wein im Elsaß erfror, dagegen am Unterrhein trefflich und im Ueberflusse gedieh, so daß also gegen alle Erwartung das Projekt einen unmäßigen Gewinn einbrachte. Man muß hin und wieder auch etwas wagen, was nicht gerade den Anschein des Vortheils hat, sagte Rudolph.

Eine Erzählung von seiner Rechtspflege zeigt ihn im Lichte des arabischen Khalifen. Er war zu Nürnberg. Da erschien ein Kaufmann vor ihm und klagte, daß er einem bekannten Wirths zweihundert Mark anvertraut habe, welche ihm derselbe nun wegläugne. Rudolph ließ sich den Geldsack beschreiben, und verbarg den Kaufmann in einem Nebenzimmer. Indem kamen mehrere Bürger, um ihm eine Angelegenheit vorzutragen, und unter ihnen auch der bezeichnete Wirth. Rudolph wendete sich sogleich an ihn, lobte seine schöne Mütze und nahm sie ihm ab, als habe er selbst Gefallen daran, worüber der Mann sich höflich erfreute, begab sich aber geschwinde damit in die Nebenkammer und schickte heimlich einen Vertrauten mit der Mütze des Wirths zu dessen Frau, um den bezeichneten Geldsack für ihren Mann abzuholen. Das Weib hegte keinen Verdacht und lieferte denselben ab, worauf ihn Rudolph dem Kaufmann vorwies, der ihn sogleich für den seinigen erkannte. Nun ließ Rudolph den Wirth vor sich rufen, erzählte ihm die Klage des Kaufmanns, und als derselbe

mit frecher Stirne alles läugnete, zeigte ihm der Kaiser den Sack, worüber er dermaßen erschrock, daß seine Schuld am Tage lag. Der Kaufmann erhielt sein Geld wieder, und der Wirth wurde um einen bedeutenden Theil seines Vermögens gebüßt.

Schon das Dasein dieser Anekdoten beweist, daß Rudolph eine Persönlichkeit war. Sein Wahlspruch hieß: Besser, gut regieren, als Mehrer des Reiches sein wollen. Von Italien pflegte er deshalb zu sagen: Es führen viele Spuren hin, aber keine einzige zurück. Rudolph war, was man in jetziger Zeit einen echt constitutionellen Fürsten nennt. Die Hohenstauffen ertrugen das bürgerliche Selbstgefühl nur wo es ihnen diente; Rudolph aber faßte es würdiger auf und begründete das bürgerliche Element, wodurch die folgenden Zeiten groß wurden, die Städtefreiheit. Die Dichter seiner Zeit klagten über seine Kargheit. Doch schätzte er die gelehrten Wissenschaften. Wollte Gott, sagte er einst, als ein Kriegsmann sich über seine Freigebigkeit gegen einen Straßburger, welcher ihm ein Buch überreicht hatte, mißbilligend äußerte: wollte Gott, daß ich nur mehr Zeit zum Lesen erübrigen und die Kosten auf gelehrte Leute verwenden könnte, die ich auf manchen untüchtigen Ritter wagen muß. — Selten haben die Großen dieser Welt ein richtiges Verhältnis zu Kunst und Wissenschaft. Fürsten von Rudolphs Art vernachlässigen sie gewöhnlich, weil sie den Nerv der Dinge mehr im ökonomischen Wesen erblicken. Die Hochstrebenden aber, die glänzenden Herrscher, begünstigen sie ohne wahre Theilnahme aus bloßer Prunkliebe und richten sie durch schönen Schein zu Grunde.

Die Jahrbücher der Dominicaner von Colmar beschreiben den Kaiser folgender Maßen: Rudolph war von hohem Wuchse, sieben Schuh in der Länge, und angenehmer Gestalt; er hatte ein kleines Haupt, geringen Haarwuchs, ein bleiches Antlitz und eine stark gebogene Nase. In Genüssen war er mäßig. Die andern Beschreibungen schildern ihn als einen muntern Gesellschaftler, einen Freund des Scherzes und witziger Einfälle. Wenn er sprach, wurden seine sonst ernsten Züge freundlich. Den Frauen war er nicht feind. Seine Tracht war schlicht und bürgerlich, ausser da er vor dem Papste erschien. In seinen letzten Lebensjahren wurde er immer milder und gütiger. Seinen Höflingen, die ihn früher oft scharf gefunden, entgegnete er auf ihre Bemerkung: Es hat mich oft schon meine Strenge gereut, doch niemals noch meine Güte. Auf einem Schützenplage in Oesterreich wurde er einst durch den Pfeil eines ungeschickten Schützen bedeutend verwundet. Die Höflinge meinten in ihrem Eifer, man müsse dem

Thäter zur Strafe die Hand abhauen. Das wäre gut gewesen, bevor er geschossen, sagte Rudolph und befahl sogleich, den armen Schützen frei zu lassen.

Es war im Winter 1290, da zog der Kaiser, um die letzte Hand an seine Bestrebungen zu legen, aus Norddeutschland herauf. In Speyer krönte er sein Werk durch die Erneuerung des großen Landfriedens. Dann machte er einen Besuch in seinen Stammländern am Oberrhein, und kehrte sodann nach Frankfurt zurück, wo er 1291 seinen letzten Reichstag hielt. Er war nunmehr vier und siebenzig Jahre alt, und gedachte seine Nachfolge zu ordnen. Sein Sohn Rudolph war gestorben. Sein Versuch, dem Herzog Albrecht Ungarn als erledigtes Reichslehen zuzuwenden, war mißlungen. Nun erschien er vor den Reichsfürsten und bewarb sich für ihn um die deutsche Krone. Der Erzbischof von Mainz aber, Gebhard von Eppenstein, trat dem Kaiser entgegen und schreckte die Fürsten durch eine Schilderung von Albrecht's Tyranny und Habsucht. Ihr Beschluß zeigte, wie gefürchtet das Haus Habsburg war. Was fast allen seinen Vorgängern gelungen war, konnte Rudolph nicht durchsetzen, und wohl mochte er den Beistand seines Freundes Heinrich jetzt vermissen, obgleich es schwer zu sagen ist, auf welche Seite dieser in einem so bedenklichen Falle getreten wäre. Durch den Fall Rudolphs von Nassau erkämpfte sich Albrecht später, nicht zu seinem Glück, den deutschen Kaiserthron, aber nach seinem Tode wurde das Haus Habsburg abermals auf anderthalb Jahrhunderte davon verdrängt, bis es mit Albrecht II. eine ununterbrochene Nachfolge, verhängnisvoll für die deutschen Angelegenheiten, begründete.

Tief gekränkt verließ Rudolph den Reichstag. Er hatte in dreizehn Schlachten gesiegt und in achtzehn sauren Regierungsjahren die Ruhe Deutschlands hergestellt. Für alle hatte er gesorgt und gestrebt, und mußte seine eigenen Wünsche am Lebensabend scheitern sehen. Als er gen Straßburg reiste, besiel ihn eine große Schwäche, auf welche ihn seine Aerzte aufmerksam machten. Wohlauf denn, nach Speyer! sprach er, und zog entschlossenen Geistes der alten Kaisergruft entgegen, deren wohlverdiente Ehre ihm nach wenigen Tagen ward. Seinen „Ritt zum Grabe“ hat Justinus Kerner besungen:

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark am Geiß, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolph,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister!
Aerzte, sagt mir ohne Zagen:
Wann aus dem zerbrochenen Leib
Wird der Geiß zu Gott getragen?“

Und die Meister sprechen: „Herr!
Wohl noch heut erscheint die Stunde.“
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister! Dank für diese Kunde!“

„Auf nach Speyer! auf nach Speyer!“
Ruft er, als das Spiel geendet:
„Wo so mancher deutsche Held
Liegt begraben, sey's vollendet!“

„Blas die Hörner! bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!“
Zaudernd stehn die Diener all,
Doch er ruft: „folgt ohne Zagen!“

Und das Schlachtross wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,
Spricht er, „trage, treuer Freund!
„Setz den Herrn, den Lebensmüden!“

Weinend steht der Diener Schaar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht halb Leich' aus seinem Schlosse.

Traurend neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Nester nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelsluft
Spricht der Greis mit jenen Zweyen,
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt' er zur Luft in Mayen.

Von dem hohen Dom zu Speier
Hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Frau,
Weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf goldnem Stuhl
Hört man für das Volk ihn beten.

Reicht mir den heil'gen Leib!
Spricht er dann mit bleichem Munde,
Drauf verjüngt sich sein Gesicht,
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'ischem Lichte,
Und verschieden sieht der Held,
Himmelsruh' im Angesichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk
Schwarz unzähligen Gewimmels.
Der empfieng des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

Mannigfaltiges.

Das Paradies.

Da ist in Ulm vor Kurzem ein seltsames Büchlein erschienen, „Das Paradies, für jedermann erreichbar,“ von J. A. Epler. Der Verfasser, von den ungeheuren Entdeckungen unfres Jahrhunderts ausgehend, weist nach, daß noch unbekannte oder wenigstens ungenügte Kräfte, von weit stärkerer Wirkung als der Dampf, in der Natur vorhanden seien, und construirt aus diesen ein großartiges System einer Mechanik, wodurch die Natur völlig umgestaltet und die Thätigkeit des Menschen, befreit von der erdrückenden Bürde der mechanischen Arbeit, auf ein höheres, geistiges Feld geführt werden soll. Wir können die technischen Grundlagen dieser Behauptungen, worauf hier alles ankommt, nicht beurtheilen; aber wir leben freilich in einer Zeit, wo man kein Wunder

mehr für unmöglich halten kann. Auch bekennen wir uns ohne Rückhalt zu dem Glauben an den unendlichen Fortschritt der Menschheit, welche durch langsame, mühevollere Bethätigung der in sie gelegten Geisteskraft zwar immer denselben Kreis, aber immer reiner und vergeistigter durchläuft und so sich ihrem Ursprunge nähert, der in den heiligen Urkunden das „verlorene Paradies“ geheissen wird. Ja, wir glauben, daß unfre Zeit auf dem Wege ist, den Fluch von dem „Acker“ zu nehmen, dessen Ertrag der Mensch „im Schweisse seines Angesichts zu essen“ verurtheilt wurde, daß der Geist durch die Zauberformeln der angewandten Mathematik die Natur zu befreien berufen ist. Nur glauben wir nicht, daß dies in zehn Jahren vollendet werden wird, wie Herr Epler im ersten Feuer seiner Entdeckungen hofft: es werden wohl eben so viele Jahrhunderte daraus werden. Denn entweder ist